

Joachim Braun

*Richard von Weizsäcker –
ein Glücksfall für Deutschland*

*Rede bei einer Gedenkveranstaltung
der Bürgerstiftung Berlin
zu Ehren von Richard von Weizsäcker
am 15. April 2015
in der Villa der Weberbank*

- Der Autor *Dr. Joachim Braun* war von 1968 bis 1970 Redenschreiber und Assistent von Richard Weizsäcker und blieb ihm über Jahrzehnte freundschaftlich verbunden. Als Journalist hat er für ARD und ZDF gearbeitet, u. a. als Chefredakteur des Senders Freies Berlin und als Südafrika-Korrespondent des ZDF. Seit 2005 gehört er dem Vorstand der Bürgerstiftung Berlin an.

Am 15. April 2015 wäre Richard Karl Freiherr von Weizsäcker, Regierender Bürgermeister unserer Stadt und Bundespräsident a. D., 95 Jahre alt geworden. Aus diesem Anlass haben wir Freunde und Stifter der Bürgerstiftung Berlin zu einem Vortragsabend in die Villa der Weberbank AG in Berlin eingeladen. Wir wollten noch einmal gemeinsam unseres großen Förderers gedenken, mit Worten, mit Musik und miteinander im Gespräch.

Seit Gründung der Bürgerstiftung Berlin im Jahr 1999 hat sich Richard von Weizsäcker aktiv in unsere Arbeit eingebracht. Als Mitglied des Kuratoriums war er stets ansprechbar, wenn wir seine Unterstützung benötigten. Er hat uns mit seinen Gedanken angeregt und unsere Botschaften weit in die Zivilgesellschaft getragen. Vielen unserer Mitstreiter war er herzlich verbunden, und mit dieser Herzlichkeit werden wir ihn in Erinnerung behalten.

Nach dem Urteil vieler Teilnehmer war dieser Abend ein großer Erfolg. Die Bürgerstiftung Berlin erhielt seither viele Anfragen nach dem Wortlaut der Festrede. Wegen dieser überaus positiven Reaktion haben wir uns entschlossen, den Text von Joachim Braun für Spender, Stifter, Freunde und Mitarbeiter der Bürgerstiftung zu drucken.

Wir verstehen diese kleine Broschüre zugleich als unseren Dank an Richard von Weizsäcker, der uns so viel Zuspruch, Hilfestellung und Mut gegeben hat.

Berlin, im Mai 2015

Heike Maria von Joest

Joachim Braun:
*Richard von Weizsäcker –
ein Glücksfall für Deutschland*

Richard von Weizsäcker war noch ein ziemlich junger Mann – keine fünfzig Jahre alt –, als ich in seinen Diensten stand. Er befand sich in der Übergangsphase zwischen einer erfolgreichen Karriere in der Wirtschaft, die er beendet hatte, und einer noch erfolgreicherem Karriere in der Politik, die vor ihm lag. Dem Bundestag gehörte er noch nicht an, aber er hatte seinen Wohnsitz bereits nach Bonn verlegt. Der Deutsche Evangelische Kirchentag, dessen ehrenamtlicher Präsident er war, bezahlte ihm in Bonn ein Büro samt Sekretärin, einen Dienstwagen und einen Chauffeur – das war ich.

Sein älterer Bruder, der Physiker und Philosoph Carl-Friedrich von Weizsäcker, war damals der Bekanntere von beiden. Richard bewunderte den Bruder, nur an einem Punkt war er ein bisschen neidisch. Er wollte, sagte er, einmal so berühmt sein, dass er es sich leisten könnte, Reden und Vorträge so zu beenden, wie sein Bruder das gerne tat, nämlich mit dem Satz: „Ich breche hier ab.“

Das hieß: „Ich könnte ja noch lange weitermachen, aber ich bin sicher, Sie sind jetzt von der Mühe, meinen Höhenflügen zu folgen, erschöpft und verdienen Schonung.“ Auf diese Weise musste er sich über elegante Schlüsse für seine Reden

nicht den Kopf zerbrechen. So weit, meinte Richard, würde er es gern auch einmal bringen. Er hat es dann noch ein bisschen weitergebracht, aber meines Wissens nie eine Rede mit dem Satz beendet: „Ich breche hier ab.“

Sein Leben war so lang und so reich, dass es in einem einzigen Vortrag nicht angemessen gewürdigt werden kann. Ich beschränke mich deshalb auf drei Aspekte: wo seine Heimat war, was Berlin ihm verdankt und warum ich in ihm einen Glücksfall für Deutschland sehe.

I. *Wo seine Heimat war*

Richard von Weizsäcker ist in Stuttgart geboren und in Berlin gestorben. Er stammte aus der alten Elite des schwäbischen Bildungsbürgertums, seine Familie hatte bedeutende Gelehrte und Politiker hervorgebracht. Der Freiherrntitel ist kein Widerspruch zu dieser bürgerlichen Herkunft – der Adel befahl die Weizsäcker erst 1916, kurz vor dem Ende der Monarchie, als der württembergische König Wilhelm II. seinen langjährigen Ministerpräsidenten Karl Hugo Weizsäcker in den erblichen Freiherrnstand erhob. Richard, der 1920, also zu republikanischer Zeit, zur Welt kam, war der erste geborene Freiherr der Familie.

Seiner Herkunft nach war Weizsäcker also ein Schwabe, nach Überzeugung und Willen ein „halber Preuße“, wie er manchmal sagte, und in den letzten Jahrzehnten seines Lebens ein

ganzer Berliner. Gefragt, was er als seine Heimat empfinde, nannte er aber weder Stuttgart noch Berlin. Heimat sei für ihn erstens die Familie und zweitens die Berliner Philharmonie. Diese Antwort war nicht kokett, sondern wahr. Sie verrät viel über den Mann, dessen wir heute dankbar gedenken.

Zuerst die Familie. An dem Tag, als die Nachricht von seinem Tode bekannt wurde, wiederholte der Fernsehsender Phoenix ein kluges Portrait Weizsäckers. Dreimal in diesem Film von Sandra Maischberger war von engsten Angehörigen die Rede, die nicht mehr am Leben sind: seinem Vater, seinem Bruder Heinrich, der am zweiten Tag des Zweiten Weltkriegs gefallen ist, und seinem innig geliebten Sohn Andreas, der an einer tückischen Krankheit verstarb. Bei allen dreien war ihm der Schmerz der Erinnerung deutlich anzusehen. Dieser disziplinierte Mann, der es sich nie erlaubt hätte, in der Öffentlichkeit private Gefühle zu zeigen, hatte sichtlich Mühe, seine Tränen zurückzuhalten.

Schweres Leid ist ihm nicht erspart geblieben. Aber dieses Leid war die andere Seite des unendlichen Glücks, das die Familie ihm bedeutet hat. Sie war der Schutzraum, in den er sich zurückzog. Homestories für Boulevardblätter, mit denen andere Spitzenpolitiker zweifelhafte Bündnisse eingegangen sind, hätte er nicht zugelassen.

Der Mittelpunkt dieser Familie war über sechzig Jahre lang seine Frau Marianne. In der Öffentlichkeit hielt sie sich zurück. Aber ihr Anteil an seiner Lebensleistung kann gar nicht zu

überschätzt werden. Wie groß er war, das können wohl nur ihre Kinder und vielleicht ganz enge Freunde beurteilen. Sie hielt ihm nicht nur den Rücken frei, sie war für ihn über all die Jahrzehnte der wichtigste Mensch auf der Welt – die Partnerin in einer überaus glücklichen Ehe.

Nie werde ich einen Abend im Schloss Bellevue vergessen – ich glaube, es war aus Anlass seines Abschieds aus dem Präsidentenamt – als er nach wichtigen Lobreden wichtiger Menschen eine kleine Dankesrede hielt. Plötzlich sprach er von seiner Frau, die in der ersten Reihe saß. Er nannte ihren Namen nicht, er sprach nur von ihren Augen, diesen warmherzigen, lebensklugen, manchmal kecken Augen, in die er sich vor Jahrzehnten verliebt habe und von deren Blick er immer noch nicht lassen könne. Es war eine überraschende, ungemein zarte Liebeserklärung.

Die zweite Heimat: die Berliner Philharmonie. Richard von Weizsäcker liebte die Musik, Kammermusik vor allem, und er kannte sich aus. Bach, Mozart und Schubert waren ihm besonders nah, aber sein Interesse war weit gespannt. Man konnte ihn bei den Salzburger Festspielen treffen oder in der Münchner Oper oder bei einer Aufführung der Matthäus-Passion in der herrlichen Basilika von Ottobeuren. Die Konzerte „seiner“ Berliner Philharmoniker besuchte er, so oft es seine Zeit erlaubte. Als Bundespräsident brachte er es mit sanftem Druck fertig, dass der geniale, aber schwierige Carlos Kleiber, den er in den *Orden pour le Merite* berufen hatte, zweimal Gastkonzerte mit den Berliner Philharmonikern

dirigierte. Beide Konzerte wurden zu Legenden. Das Orchester hatte viel Grund, Richard von Weizsäcker zu seinem Ehrenmitglied zu ernennen.

Einen gebildeteren Bundespräsidenten hat dieses Land nie gehabt. Richard von Weizsäcker verfügte über enormes historisches Wissen, er kannte sich aus in der Weltliteratur wie in der Bildenden Kunst, er sprach glänzend englisch und französisch. Er war ein Bildungsbürger von seltener Vielfalt der Interessen, dazu ein Meister der öffentlichen Rede und ein politischer Schriftsteller von Rang. Seine Bücher und seine Reden zu lesen, das gewährt nicht nur einen Zuwachs an Einsicht, sondern auch sprachlichen Hochgenuss.

Es gab eine dritte Heimat. Ich meine die evangelische Kirche. Vom Elternhaus her war Weizsäcker nicht besonders kirchlich geprägt. Ob er Lutheraner sei oder Reformierter, hat ihn nicht interessiert. Das Milieu von Ortsgemeinden und Oberkirchenräten war ihm fremd. Er sah sich nach seinen eigenen Worten als einen „Teil eher der latenten als der manifesten Kirche“. Über seinen Glauben hat er nicht gern gesprochen, allenfalls mit einer gewissen Ironie. Das klang dann so: „Wenn es allzu konkret wird, lässt die Lebhaftigkeit meiner Überzeugungen etwas nach.“

Es waren zwei Erfahrungen, die aus diesem eher kirchenfernen Mann einen prominenten Protestanten gemacht haben. Die erste war der evangelische Kirchentag, zu dessen Präsident er schon 1964 gewählt wurde, gerade 44 Jahre alt.

Was ihm am Kirchentag imponierte, war die Art und Weise, wie in dieser protestantischen Laienbewegung christlicher Glaube zu öffentlicher Verantwortung drängte und wie politische und gesellschaftliche Konflikte Streitbar, aber dennoch versöhnlich ausgetragen wurden.

Die zweite wichtige Erfahrung war die Mitarbeit in der Kammer für öffentliche Verantwortung der EKD. Sie veröffentlichte 1965 die sogenannte „Ostdenkschrift“ über die „Lage der Vertriebenen und das Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn“. Diese Denkschrift brach mit einem hartnäckigen Tabu der deutschen Politik: dem Glauben, dass die verlorenen deutschen Ostgebiete doch irgendwann zurückgewonnen werden könnten und dass die Deutschen ein Recht hätten, den Polen auf Dauer die Anerkennung einer gesicherten Westgrenze zu verweigern. Wer damals solche Überzeugungen öffentlich äußerte, galt schnell als Verräter.

Beide, der Kirchentag und die Kammer, arbeiteten gesamtdeutsch. Die Erfahrung der gelebten Zusammengehörigkeit der Kirchen in beiden deutschen Staaten hat Weizsäcker geprägt. Für ihn waren die Menschen in der DDR wirklich „Brüder und Schwestern“, nicht ungeliebte, entfernte Verwandte. Zudem war im Kirchentag wie in der Kammer die enge Zusammenarbeit von Politikern aus unterschiedlichen Parteien eine Selbstverständlichkeit. In diesem für das öffentliche Wohl engagierten Protestantismus hat er nach seinen eigenen Worten eine „geistige Heimat“ gefunden.

Wer so geprägt war, für den konnten politische Parteien keine Heimat sein, auch nicht seine eigene, die CDU. Der parteipolitische Tunnelblick, der im Blick auf andere Menschen zuerst fragt: „Ist er einer von uns oder einer von den anderen?“ war seine Sache nicht. Parteien waren für ihn Zweckbündnisse – notwendig, um den Wählerwillen zu bündeln, die öffentliche Debatte zu strukturieren und Mehrheiten für politische Entscheidungen zu organisieren – mehr aber nicht. Diese Haltung verschaffte ihm ein hohes Maß an Unabhängigkeit, aber sie brachte ihm auch den Zorn von Parteifreunden ein, die ihn für einen unsicheren Kantonisten hielten oder für einen in die Politik verirrtten Schöngest.

Da täuschten sie sich. Der Politiker Richard von Weizsäcker war ein Kämpfer, er verfügte über beträchtliches Stehvermögen und war, wenn es sein musste, auch zur Härte fähig. Als Regierender Bürgermeister von Berlin hat er bewiesen, dass er mit der Macht umzugehen wusste.

Auf internationalem Parkett bewegte er sich stilsicher, souverän und doch zurückhaltend – ein Repräsentant, wie ein Land ihn sich nur wünschen kann. Er wäre ein glanzvoller Botschafter gewesen, gleich unter welchem Kanzler, in Moskau oder in Washington, immer bereit, die Interessenlage des Gastlandes zu verstehen, dabei der eigenen Regierung gegenüber unbedingt loyal. Er wäre ein noch besserer Außenminister gewesen. Aber dieses Amt konnte ein CDU-Mann nicht erreichen, weil es nach den Regeln der Bonner Politik grundsätzlich dem kleineren Koalitionspartner vorbehalten

war – über Jahrzehnte war das die FDP. Überspitzt könnte man sagen: weil er Außenminister nicht werden konnte, musste er eben Bundespräsident werden.

Aber das kam erst später. Zunächst saß der Jungpolitiker Weizsäcker, der immerhin schon fünfzig war, als er in den Bundestag kam, fast ein Jahrzehnt lang auf den harten Bänken der Opposition. Zwar gehörte er vom ersten Tag an zur Führungsriege seiner Fraktion, aber ein politisches Amt, in dem er selber gestalten konnte, war nicht in Sicht.

Und dann kam plötzlich, auch für ihn überraschend, die Chance, in Berlin zu regieren.

II. Was Berlin ihm verdankt

Als Helmut Kohl ihm anbot, als Spitzenkandidat der CDU für das Amt des Regierenden Bürgermeisters zu kandidieren, griff er zu – obwohl die Aussichten nicht gerade ermutigend waren. Seit Menschengedenken hatten die Sozialdemokraten die eingemauerte Halbstadt regiert, die CDU war durch die lange Zeit der Opposition personell ausgezehrt und ziemlich provinziell geworden. Im zweiten Anlauf schaffte Weizsäcker die Wende. Er schlug knapp den gleichfalls aus Bonn eingeflogenen Spitzenkandidaten der SPD, Hans Jochen Vogel, und zog im Juli 1981 als Regierender Bürgermeister in das Schöneberger Rathaus ein.

Das bürgerliche Berlin begrüßte ihn mit hochgespannten Hoffnungen, fast wie einen Messias. Weizsäcker hatte im Wahlkampf versprochen, das Amt des Regierenden Bürgermeisters werde die letzte Aufgabe in seiner politischen Karriere sein, wenn sie ihn denn wählten. Das taten sie, und er fing sehr gut an. Er gab einer tief verunsicherten Stadt neues Selbstbewusstsein, er befriedete innerhalb kurzer Zeit den Konflikt um die Hausbesetzer, der fast bürgerkriegsähnliche Spannungen hervorgerufen hatte. Die Wirtschaft begann, sich zu erholen, in Bonn wurde Westberlin nicht länger nur als ein teurer Kostgänger empfunden, sondern als wichtiger Partner der Bundesregierung auf vorgeschobenem Posten. Kurz: alles lief in die gewünschte Richtung.

Berliner Kommunalpolitik interessierte Weizsäcker nicht mehr als nötig, aber die Öffentlichkeit staunte über die kühle Professionalität, mit der er die Probleme der Stadt abarbeitete. Seine Art zu regieren war auf Konsens angelegt, sie hatte von Anfang an etwas Präsidiales. Weizsäcker und Vogel lernten, einander zu schätzen. Das brachte einen neuen Ton in das Abgeordnetenhaus.

Im Umgang mit der DDR mussten kleine Brötchen gebacken werden, es ging um so nüchterne Dinge wie den Mindestumtausch oder die Familienzusammenführung. Aber Weizsäcker sah die internationale Rolle Westberlins langfristig und strategisch – nämlich als exponierten Akteur bei der Befriedung, möglicherweise der Überwindung des Ost-West-Konflikts. Das war es, was ihn an dem neuen Amt am meisten reizte.

Die Mauer würde nicht ewig halten, weil sie nur mit Gewalt trennen konnte, was zusammengehörte. Das war seine tiefe Überzeugung. Er hat sie später in einem Gespräch mit Michail Gorbatschow auf die berühmte Formel gebracht: „Die deutsche Frage bleibt offen, solange das Brandenburger Tor zu ist.“ Für ihn war das die vornehmste Aufgabe des Regierenden Bürgermeisters: die deutsche Frage offenzuhalten – gegenüber der Sowjetmacht vor allem, die für Deutschlands Spaltung verantwortlich war, aber auch gegenüber einer wachsenden Bereitschaft in der Bundesrepublik, die Teilung als dauerhaft hinzunehmen, es sich im wohlhabenden Westen bequem zu machen und die Deutschen in der DDR abzuschreiben.

Über den Zusammenhalt der Deutschen in den beiden deutschen Staaten sprach er bei einem (politisch durchaus kontroversen) Besuch in Ostberlin mit dem Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker, darüber sprach er – als Mitglied der EKD-Synode – auf einem Kirchentag in Wittenberg vor zehntausend Christen. Nie zuvor hatte ein westdeutscher Politiker in einer Stadt der DDR vor so vielen Menschen eine öffentliche Rede gehalten. Kein Regierender Bürgermeister vor ihm hat Deutschlandpolitik so offensiv betrieben.

Und dann wollte Weizsäcker nach kaum drei Jahren Berlin schon wieder verlassen, um Bundespräsident zu werden. Ein Teil seiner Sympathisanten warf ihm Wortbruch vor und wollte kein gutes Haar an ihm lassen. Die Berliner waren durch Jahrzehnte des Inseldaseins ein bisschen neurotisch geworden. Führungspersonen, die von außen in die Stadt

kamen, gerieten leicht in den Verdacht, sie benutzten Berlin nur als Karrieresprungbrett, um es beim ersten besseren Angebot wieder zu verlassen. Da nun auch Weizsäcker genau diesem Muster zu folgen schien, waren Zorn und Enttäuschung verständlich.

Aus seiner Sicht sah die Geschichte anders aus. Das Amt des Bundespräsidenten hatte ihm als politisches Ziel schon seit dem Ende der Sechzigerjahre vor Augen gestanden, als eine liberale Gruppe innerhalb der CDU den noch nahezu unbekanntem Politikneuling Weizsäcker als Präsidentschaftskandidaten gegen den SPD-Bewerber Gustav Heinemann in Stellung zu bringen suchte. 1974 trat er als Kandidat der Union gegen den FDP-Politiker Walter Scheel an. Angesichts der Mehrheiten in der Bundesversammlung, war das nicht mehr als eine ehrenvolle Zählkandidatur.

Bei der nächsten Gelegenheit 1979 stellte sich Helmut Kohl ihm in den Weg. Er hatte zwar einst Weizsäcker in die Politik geholt, aber inzwischen waren sich die beiden in herzlicher Abneigung zugetan. Als Spitzenkandidat im fernen Berlin konnte Weizsäcker der CDU nützlich sein – in Bonn wollte Kohl ein Staatsoberhaupt Weizsäcker lieber nicht haben. Überraschend schlug er den Fraktionsvorsitzenden Karl Carstens als Unionskandidaten vor, der dann auch gewählt wurde.

Für Weizsäcker war die Hoffnung auf das höchste Staatsamt damit erledigt. Er ging nach Berlin und meinte ganz ehrlich,

dass dies seine letzte politische Aufgabe sein werde. Als Carstens dann überraschend auf eine zweite Amtsperiode verzichtete, sprachen sich viele, nicht nur aus der CDU, für Weizsäcker als den nächsten Bundespräsidenten aus. Die SPD stellte keinen Gegenkandidaten auf. 1984 wurde er schließlich doch noch in das Amt gewählt, das schon seit fünfzehn Jahren sein heimliches Ziel gewesen war.

Für ihn erfüllte sich ein alter Traum, aber der Preis war hoch. Viele seiner Berliner Wähler hatte er bitter enttäuscht. Sie haben es ihm lange nicht verziehen. Dass Weizäckers Wahlsieg des Jahres 1981 der Stadt nun eine fast zwanzigjährige CDU-Herrschaft eintrug, war ja noch nicht abzusehen. Und dass Weizsäcker als deutsches Staatsoberhaupt für Berlin mindestens so nützlich sein würde wie er es im Amt des Regierenden Bürgermeisters je hätte sein können, das konnte sich noch niemand vorstellen.

Dann kam überraschend 1989 die friedliche Revolution in der DDR und in ihrer Folge die Wiedervereinigung. Die DDR verschwand von der politischen Landkarte. Richard von Weizsäcker wurde der erste Bundespräsident des wiedervereinigten Deutschlands. Kein anderer Politiker hatte sich so lange für die Bürger der DDR eingesetzt, kein anderer war so geeignet, das ganze Deutschland als Staatsoberhaupt zu repräsentieren.

Den Ruhm für das Gelingen der Einheit erntete allerdings nicht Weizsäcker, sondern – durchaus zu Recht – Helmut

Kohl, der Kanzler, der im entscheidenden Moment Mut und Entscheidungskraft bewies und die historische Chance zu nutzen wusste. Weizsäckers Glanz verblasste neben dem „Kanzler der Einheit“. Seine Rolle kam, als die Einheit bereits vollzogen war.

Der Einigungsvertrag hatte zwar Berlin zur Hauptstadt bestimmt, aber sonderbarerweise offen gelassen, ob Bonn nicht vielleicht Regierungssitz bleiben könne. Weizsäcker trat leidenschaftlich für Berlin ein. Um ein Zeichen zu setzen, verlegt er seinen Amtssitz sehr früh ganz nach Berlin. Eine Hauptstadt Berlin nur dem Namen nach, aber so, dass Parlament und Regierung weiterhin in Bonn blieben, das kam für ihn nicht in Frage. Er ließ keinen Zweifel daran.

Aber die Entscheidung lag nicht bei ihm, sondern bei den Abgeordneten des Deutschen Bundestags. Sie fiel nach einer der leidenschaftlichsten Debatten, die das deutsche Parlament je erlebt hat. Ihr Ausgang war denkbar knapp: 338 Stimmen für Berlin, 320 für Bonn. Die Mehrheit der beiden Bonner Altparteien CDU/CSU und SPD wäre lieber am Rhein geblieben. Hätten nicht die Abgeordneten aus den neuen Bundesländern geschlossen für Berlin gestimmt, dann hieße die deutsche Hauptstadt bis heute Bonn. Berlin wäre dann vermutlich eine verarmte, überalterte, funktionslose Großstadt im dünn besiedelten deutschen Nordosten – und viele von Ihnen wären heute Abend nicht hier.

Weizsäcker hat im Hintergrund bis an die Grenze dessen, was ein Staatsoberhaupt in einer innenpolitischen Streitfrage tun darf, dafür geworben, dass die Entscheidung zugunsten Berlins ausfiel. Für ihn war der Umzug von Regierung, Parlament und Bundesrat vom Rhein an die Spree eine Herzensangelegenheit. Erst durch diesen Umzug ist Berlin wirklich die Hauptstadt des wiedervereinten Deutschland geworden.

III. *Ein Glücksfall für Deutschland*

Richard von Weizsäcker war ein Glücksfall für Deutschland – so steht es auf der Einladung zu diesem Abend. Damit ist mehr gemeint als die üblichen Lobsprüche von der Sorte „Bilderbuchpräsident“, mehr als „König Silberlocke“, mehr als eine elegante Erscheinung, gewinnende Umgangsformen und eine besondere Begabung zur öffentlichen Rede. Um zu erklären, worauf ich hinauswill, muss ich in das Jahr 1945 zurückgehen.

Als der fünfundzwanzigjährige Weizsäcker nach sechs Jahren als Soldat aus dem Krieg zurückkehrte, war sein privates Umfeld radikal verändert: der Bruder Heinrich gefallen, der engste Freund Axel von dem Bussche, der versucht hatte, Hitler zu töten, schwer verwundet, die Verschwörer des 20. Juli, von denen einige aus seinem Potsdamer Regiment kamen, hingerichtet, der eigene Vater nicht mehr Staatssekretär, sondern als Kriegsverbrecher angeklagt.

Noch radikaler verändert war das politische Umfeld. Einen deutschen Staat gab es nicht mehr, das Deutsche Reich, Bismarcks Gründung, war Geschichte. Es hatte nicht einmal acht Jahrzehnte überlebt. Die Wehrmacht hatte kapituliert, die Siegermächte besetzten das Land, die Russen standen am Brandenburger Tor. Deutschlands Städte waren verwüstet, Millionen von Menschen befanden sich auf der Flucht.

Allmählich wurde bekannt, dass Nazi-Deutschland im Schatten des Krieges das Menschheitsverbrechen des Holocaust verübt hatte, den staatlich gelenkten Mord an Millionen von Juden und Sinti, Behinderten und Homosexuellen und anderen unschuldigen Opfern. „Der Tod ist ein Meister aus Deutschland“, dichtete Paul Celan. Das Land von Luther und Kant, von Bach und Goethe, hatte seinen Platz in der zivilisierten Welt verwirkt. Wenig sprach dafür, dass es ihn wiedergewinnen könnte.

Was ist so schrecklich falsch gelaufen, dass der erste deutsche Nationalstaat in dieser totalen Katastrophe enden konnte? Welchen Anteil an diesem Scheitern haben die deutschen Eliten, die Beamten, die Justiz, das Militär, die Wirtschaft, die Universitäten, die Kirchen, die ja alle die Weimarer Demokratie ablehnten und sich dann dem Dritten Reich willig zur Verfügung stellten? Welchen Anteil hat sein eigener Vater, der kein Nazi war und mit aller Kraft als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes versucht hat, den Frieden zu retten, aber doch im Amt blieb, als Hitlers Wehrmacht ganz Europa überfiel? Und schließlich: Wie müsste ein Deutschland aussehen,

um wieder in die Gemeinschaft der Nationen aufgenommen zu werden?

Es waren diese Fragen, die den Kriegsheimkehrer, Jura-Studenten und Hilfsverteidiger seines Vaters umtrieben. Sie haben ihn sein Leben lang nicht losgelassen. Drei grundlegende Einsichten sind bei ihm früh entstanden und haben später den Politiker Richard von Weizsäcker geleitet:

- Deutschland entgeht seiner fürchterlichen Geschichte nicht, indem es sie verdrängt. In seiner berühmten Rede zum 40. Jahrestag der Kapitulation wird er das später so ausdrücken: „Schonung unserer Gefühle durch uns selbst oder durch andere hilft nicht weiter. Wir brauchen und wir haben die Kraft, der Wahrheit, so gut wir es können, ins Auge zu sehen.“
- Deutschland wird für das Elend, das es über Europa gebracht hat, zahlen müssen. Der Verlust der Ostgebiete ist bitter, aber endgültig. Die Grenzen, die von den Siegern gezogen wurden, werden auf friedlichem Weg nicht mehr korrigiert werden können. Polen, das von allen Ländern Europas am schlimmsten unter den Nazis leiden musste, hat Anspruch auf eine gesicherte Westgrenze.
- Die Bürger der DDR haben für die gleiche miserable Nazi-Geschichte den viel höheren Preis bezahlen müssen. Sie gehören zu uns. Wir im Westen dürfen sie nicht abschreiben. Die deutsche Frage wird erst beantwortet sein, wenn wir gemeinsam in einem freien Land leben.

Es hat seine Zeit gebraucht, bis diese Einsichten Weizsäckers unter den Deutschen mehrheitsfähig wurden. Aber dann haben sie ihn zu ihrem Staatsoberhaupt gewählt – mit Mehrheiten, die nie vorher und nie nachher ein Bundespräsident erreicht hat. Dass er am 3. Oktober 1990, dem Tag der Wiedervereinigung, der erste Präsident aller Deutschen geworden ist, war nur folgerichtig. In seiner Festrede zum Vereinigungsstaatsakt in der Berliner Philharmonie konnte er dankbar erklären, zum ersten Mal in der Geschichte gehöre das ganze Deutschland zum Kreis der westlichen Demokratien, mit der Vereinigung finde die deutsche Nation ihren anerkannten Platz in Europa, eine deutsche Frage gebe es nicht mehr: sie sei endgültig beantwortet.

Was für ein Wandel zwischen der totalen Katastrophe 1945 und dem Glück der Wiedervereinigung 1990! Deutschland hat eine „zweite Chance“ erhalten, wie es der bekannte Historiker Fritz Stern genannt hat – und sie genutzt.

Im Rückblick lassen sich einige der Elemente bestimmen, die notwendig waren, damit dieses Glück zustande kam. Da ist zuerst das Grundgesetz, das mit dem hergebrachten deutschen Staatsverständnis brach. „Der Staat ist um der Menschen willen da, nicht der Mensch um des Staates willen“ – auf diese prägnante Formel hat der Sozialdemokrat Carlo Schmid schon 1947 dieses radikale Umdenken gebracht. Der Staat ist nicht mehr die Obrigkeit, die von den Untertanen Gehorsam fordert, sondern eine Gemeinschaft von Bürgern, die bereit sind, Verantwortung zu übernehmen.

Da ist zweitens die Westbindung der Bundesrepublik unter Konrad Adenauer, die das auch moralisch zerrüttete Deutschland auf die westlichen Grundwerte der Menschenwürde, des Rechts und der Freiheit einschwor. Für Weizsäcker war die unwiderrufliche Westbindung der Bundesrepublik einst das wichtigste Motiv, in die CDU einzutreten.

Da ist drittens die Aussöhnung mit dem Osten, vor allem mit Polen. Sie war für Weizsäcker ein Herzensthema, seitdem er an der Vertriebenenendenkschrift der EKD mitgearbeitet hatte. Willy Brandt, mit dem ihn später eine respektvolle Freundschaft verband, hätte den Warschauer Vertrag wohl nicht durch den Bundestag gebracht, wenn Weizsäcker nicht mit großer Zähigkeit die Unionsfraktion überzeugt hätte, sich der Stimme zu enthalten und den Vertrag passieren zu lassen.

Da ist viertens die friedliche Revolution der Ostdeutschen und in ihrer Folge die Wiedervereinigung. Und da ist schließlich der erfolgreiche Kampf um Berlin als Hauptstadt, der Deutschland davor bewahrte, eine Bonner Republik mit angeschlossenen Notstandsgebieten im Osten zu bleiben.

Wir müssen uns an diese Zusammenhänge erinnern, wenn wir Richard von Weizsäcker angemessen ehren wollen. Denn er war nahezu an allen Entwicklungen beteiligt, die zum „Glück der zweiten Chance“ geführt haben. Bundespräsident war er zehn Jahre lang bis zum 30. Juni 1994. Der erste Bürger der Nation ist er in den Augen vieler seiner Landsleute auch ohne Staatsamt bis zu seinem Tode geblieben.

Er war eine moralische Instanz und gleichzeitig bei den Menschen auf ganz unverdächtige Weise populär.

Bis ins hohe Alter hat er als Kuratoriumsmitglied unserer kleinen Bürgerstiftung die Treue gehalten. Bei all seinen internationalen und nationalen Verpflichtungen war das nicht selbstverständlich. Früh schon, in den Sechzigerjahren, hatte sich seine Überzeugung gebildet, dass die Demokratie als Gegengewicht zur Herrschaft der Parteien und zur Lobbyarbeit der Interessengruppen eine selbstbewusste, gemeinwohlorientierte Zivilgesellschaft braucht. Damals konnten die großen Chemiefirmen ihre giftigen Abwässer noch ungehindert in die Flüsse kippen. Weizsäcker zitierte gern einen Bonner Ministerialbeamten, der den herrschenden Zeitgeist auf die denkwürdige Formel brachte: „Wo steht denn geschrieben, dass im deutschen Rhein Fische schwimmen müssen?“

Bürgerstiftungen gab es damals noch nicht. Als es sie dann gab, auch in Berlin, hat er sie lebhaft unterstützt. Heute wäre er fünfundneunzig Jahre alt geworden. Wir nutzen diesen Tag, um ihn dankbar zu feiern.

Deutschland ist nach Nazi-Diktatur, Krieg und Holocaust ein anderes Land geworden. Dass die Deutschen sich nach den grauenvollen Irrwegen ihrer jüngeren Geschichte grundlegend gewandelt haben, das hat Richard von Weizsäcker so glaubwürdig verkörpert wie außer ihm nur ganz wenige. Weil das so ist, war er, was das Thema dieses Abends behauptet: ein „Glücksfall für Deutschland“.

■ *Impressum:*
© 2015 Joachim Braun
Hrsg. von der Bürgerstiftung Berlin
Jede Art der Vervielfältigung
ohne Genehmigung des Autors
ist unzulässig.

■ *Unsere Adresse:*
Bürgerstiftung Berlin
Schillerstraße 59
10627 Berlin

■ *Unser Spendenkonto:*
Weberbank
BLZ: 101 201 00
Konto: 6156 983005
IBAN: DE68 10120100 6156 9830 05
SWIFT-BIC: WELADED1WBB

■ *Unsere Gremien:*
Schirmherr
Wolfgang Thierse

Kuratorium
Marianne Birthler
Albrecht Broemme
Barbara John
Angelika Oelmann
Rolf Rüdiger Olbrisch
Hermann Parzinger
André Schmitz
Rupert Graf Strachwitz
Klaus von der Heyde
Isabelle von Stechow

Stiftungsrat
Klaus Siegers (Vorsitzender)
Claus Bacher
Helga Breuninger
Ingo Fessmann
Heribert Kenterich
Lorenz Maroldt
Ursula Raue
Michael W. Stein

Vorstand
Heike Maria von Joest (Vorsitzende)
Joachim Braun
Kersten Johannsen
Angelika Schilling
Roland Schulz
Verena Werhahn

1